

# Die Einsamkeit der Hirten

■ PETER PAUL KASPAR



Peter Paul Kaspar, Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrte an der Anton Bruckner Universität Linz.

Das Schisma ist längst ausgebrochen. Die katholische Kirche lebt in Spaltung. Eine kleine Gruppe zentralistischer Hierarchen steht einer Kirche vor, die zunehmend ihre eigenen Wege geht. Hat sich die Hierarchie von der breiten Basis der Gläubigen getrennt? Oder verhält es sich umgekehrt? Und wer sind die Ketzer? Sind es die Gemeinden, die sich nicht mehr an die Vorgaben der Kirchenleitung halten, oder die vereinsamten Spitzenfunktionäre, die eine Kirche befehligen, die ihr immer weniger gehorcht? Es gibt auch eine Spaltung ohne verurteilte Irrlehrer und verbrannte Ketzer, ohne Exkommunikation und Exodus. Ähnlich vielleicht einer zerrütteten Ehe, in der man aneinander vorbei schweigt oder im Monolog vereinsamt. Denn Partnerschaft zwischen Hierarchen und Gläubigen ist im Kirchenrecht nicht vorgesehen. Hier herrschen Befehl und Gehorsam. Doch was macht ein Befehlshaber, wenn immer weniger gehorcht wird? Was geht in einer Kirche vor, in der man aufhört, Reformen zu fordern, sondern sie ganz einfach durchführt?

Tatsächlich hat die Reform auf informelle Weise längst begonnen. Von den Hierarchen kaum bemerkt – und wenn doch, dann nur mehr wehleidig beklagt – hat die Kirche seit dem Konzil Vieles hinter sich gelassen, was lange zum unverzichtbaren Fundus des Katholizismus gehörte. Die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils waren nicht Abschluss, sondern Beginn einer schleichenden und im kirchlichen Alltag kaum offen diskutierten Veränderung: Das Kirchenvolk hat sich selbst ermächtigt, viele Kleriker haben durch ihre Nähe zu den Gläubigen in einem langsamen Prozess die Realität akzeptiert, dass in der alltäglichen Seelsorge andere Regeln gelten, als von Rom dekretiert werden. Die hierarchischen Texte und Dekrete werden immer weniger

gelesen, ja kaum mehr registriert. Eine wenig erkannte Spaltung trennt zunehmend die Hierarchie vom Volk. Die Gläubigen wandern weiter und die Hirten bleiben zurück. Und da Letztere gern unter sich bleiben, merken es viele nicht einmal. Sie tagen in ihren Dikasterien und Ordinariaten und bestimmen über eine Kirche, die es so kaum mehr gibt.

## Die Kluft zwischen Hirten und Herde

Eine Bestandsaufnahme der Veränderungen fällt zwiespältig aus: Manches wird man unbekümmert gutheißen, anderes bedauern. Am auffälligsten sind die Kirchenaustritte – vor allem stoßweise nach hierarchischen Fehlleistungen und Kirchenskandalen. Ähnlich verhält es sich mit dem Rückgang des Kirchenbesuchs. Im öffentlichen Diskurs werden zwei Dinge wenig bedacht: Die gesamte gesellschaftlich-religiöse Landschaft ist in Veränderung – auch unabhängig von den jeweiligen Vorfällen und Skandalen. Die Kirchen – also auch die anderen christlichen Kirchen – verlieren Kirchenbesucher und Mitglieder. Viele Ausgetretenen meinen, ein sinkendes Schiff zu verlassen. Gleichzeitig mit dem Mitgliederschwund ist in vielen lebendigen Gemeinden die Zahl der aktiven Mitarbeiter auffallend angewachsen. Wurden noch vor einem halben Jahrhundert die Pfarrgemeinden von den Geistlichen und wenigen engagierten Mitarbeitern in Schwung gehalten, gibt es kaum mehr Priester, dafür häufig umso mehr aktiv engagierte Mitarbeiter. Die Kirchenkrise erweist sich weitgehend als eine hierarchische Krise.

In vielen Gemeinden haben (sogenannte) Laientheologen, aber auch Religionspädagogen und ehrenamtliche Mitarbeiter –

Frauen und Männer, um es ein- für allemal korrekt zu sagen – die Seelsorge „übernommen“, während die altgewordenen Multifunktionspfarrer nach Maßgabe der Realität fallweise „vorbeikommen“. Die längst fällige Zulassung von Verheirateten und Frauen zum Dienst in der Seelsorge hat sich in der Praxis abseits der kirchenrechtlichen Vorgaben längst durchgesetzt. Man könnte es eine „Kirchenreform von unten“ nennen. In vielen Gemeinden ist die überfällige Erneuerung auf diese Weise ganz einfach „passiert“. Und wenn diese Reform irgendwann einmal – also auf jeden Fall viel zu spät – von Rom nachträglich sanktioniert sein wird, werden diese Gemeinden sich freuen, rechtzeitig und tatkräftig gehandelt zu haben. Dann wird man auch den konstruktiven Ungehorsam loben und jenen dankbar sein, die „eigenmächtig“ – also aus eigener Vollmacht als Christinnen und Christen – gehandelt haben. Die eigentlich lächerliche Metapher vom „voraussehlenden Gehorsam“ tritt wieder einmal in Kraft.

Das langsame Aussterben des „hierarchischen Sakralpriesters“ (wie ich ihn vor Jahren in einigen kecken Thesen genannt habe) hat einen anderen Typus von Priester entstehen lassen: den „geschwisterlichen Gemeindepriester“: männlich und weiblich, verheiratet oder alleinstehend, haupt- oder ehrenamtlich – mit oder ohne Weihesakrament. Und man verstößt damit nicht einmal gegen die traditionell katholische Lehre, die ja vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen spricht. (Den Unterschied zu buchstabieren überlässt man den professionellen Theologen.) Viele Gemeinden haben gelernt, mit diesem hierarchischen Dissens zu leben. Denn das, was Kirche und Gemeinde ist, ereignet sich unter den Menschen und nicht in den römischen und bischöflichen Zentralen. Seit sich immer mehr Gemeinden selbst ermächtigen, Kirche zu sein, zitieren die Bischöfe kaum mehr den notorischen Satz der Siebzigerjahre: „Kirche sind wir ja alle!“ Das in Konzilszeiten gern so genannte „Volk Gottes“ ist längst weitergezogen. Viele Bischöfe sind zurückgeblieben. Der Papst ist ohnehin in Rom und weit weg.

## Vergessene Sünden

Inzwischen gibt es unter den Gläubigen eine Menge vergessener oder verdrängter Verbote: Denn selbstverständlich gehen viele Geschieden-Wiederverheiratete zur Kommunion, kaum beichten noch Brautleute vor der kirchlichen Hochzeit ihre „vor-ehelichen Sünden“, für Fragen der Empfängnisverhütung hält man unverheiratete Kleriker ohnehin für wenig kompetent, und was die Osterbeichte ist, wissen gerade noch die Opas und Omas. Die Lebensgefährtin des Pfarrers wird nachsichtig akzeptiert, vielfach sogar wegen ihres Engagements in der Pfarre geschätzt. Und die Bischöfe würden sich hüten, ihre liierten Seelsorger aus dem Amt zu jagen. Schließlich haben sich die sexuellen Zwischenfälle bis in die Kardinalsringe hochgearbeitet. Zwar haben Papst und Bischöfe sich für die zahlreich aufgetauchten Pädophiliefälle unter katholischen Priestern „entschuldigt“ – doch der Einsicht folgten keine Änderungen im System der verbogenen Sexualität katholischer Kleriker. Während die Hierarchen noch verlegen die pädophilen Vorkommnisse in ihren männlich-zölibatären Eliten bedauern, hat die Zukunft der Kirche in vielen Gemeinden längst begonnen.

Wenn man diesen Bericht liest, wird man – je nach Standpunkt – zu verschiedenen Antworten kommen: Wer auf den status quo besteht oder schon die Konzilsreformen missbilligt hat, wird den sittlichen Verfall der katholischen Kirche beklagen – sich aber vielleicht damit trösten, dass es ja solche Zustände schon zur Zeit der Renaissancepäpste bis in höchste Kirchenränge gegeben hat. Wer jedoch meint, die Kirche müsse sich ohnehin ständig erneuern, der wird in dem, was andere als Missstände ansehen, die vorweggenommene Kirchenreform erkennen. Nur ist es halt eine „Reform von unten“ – wie schon so häufig in der bisherigen Kirchengeschichte. Wenn die notwendigen Änderungen nicht von oben kommen, dann werden sie eben von unten wachsen und sich durchsetzen. Das in Konzilszeiten gern gebrauchte Diktum von der „ecclesia semper reformanda“ ist aus hierarchischem Mund auffallend

■ Das, was Kirche und Gemeinde ist, ereignet sich unter den Menschen und nicht in den römischen und bischöflichen Zentralen.

■ Das hektische Zusammenlegen der vielen Gemeinden zu Großraumpfarren ist nicht die Therapie, sondern die Krankheit.

verstummt. Man sollte darauf bestehen, dass die Kirche sich immerwährend selbst erneuern muss – wenn sie nicht absterben will. Und man sollte dankbar sein, dass sie das tut. Irgendwann einmal werden die säumigen Oberhirten ihren Schafen nachkommen. Denn was ist ein Hirte ohne Herde?

Die heutige Kirche zeigt beides: das Absterben in einer autoritär-diktatorischen Sakralpriesterschaft männlich-unverheirateter Hierarchen – aber auch ein lebendiges Gemeindeleben in geschwisterlich geführten, manchmal sogar pfarrerlosen Pfarren. Das hektische Zusammenlegen der vielen Gemeinden zu Großraumpfarren in manchen Diözesen Deutschlands, um die wenigen Priester „gerecht“ auf die vielen Katholiken zu verteilen, ist nicht die Therapie, sondern die Krankheit. Der oberösterreichische Weg, die vielen Pfarren – notfalls auch ohne eigenen Priester – als Kirche im eigenen Lebensraum zu erhalten, ist hingegen zukunftsweisend. Nur so kann Kirche für die Menschen – auch in Zeiten des Übergangs – eine geistliche „Heimat“ bleiben. Eine Verwaltungskirche für entwurzelte Christen in einer zentralen Sammelstelle wäre eine Karikatur dessen, was eine christliche

Johann Pumhösl



Gemeinde sein will. (Den Pastoralstrategen ins Stammbuch!)

Reform im Fadenkreuz von Autorität und Sexualität

Wer die Problemlage der gegenwärtigen Kirche nach Themen ordnet, wird erkennen, dass es zwei Themenstränge sind, an denen sich der Konflikt ebenso wie die Lösung bündelt: Autorität und Sexualität. Und wie in einem Brennpunkt lässt die absolutistisch-autoritär regierende männlich-zölibatäre Kaste der Hierarchen erkennen, woran die Kirche krankt. Die Therapie steht bereits in der Bibel: „Einer ist euer Meister – ihr alle aber seid Brüder!“ (Mt 23,8). So bliebe nur noch zu klären, ob das griechische Wort „adelphoi“ auch die Schwestern einschließt. Dann stünde einer geschwisterliche Kirche nichts mehr im Wege – mit einem Papst als „servus servorum Dei“. Statt Oberbefehlshaber der Diener aller. (Auf eine Päpstin müssen wir wohl noch einige Zeit warten.) Jetzt aber stehen wir in einer gespaltenen Kirche: Hier die Hierarchen mit ihrem autoritären Anspruch – dort die Gemeinden mit ihrem geschwisterlichen Selbstverständnis.

Die Zeit der „starken Männer“ auf dem Papstthron geht zu Ende. Die Zeit der autoritären Hirten geht zu Ende. Die Zeit der kritiklos gehorchenden Lämmer geht zu Ende. Je größer der Herrschaftsanspruch der Hierarchen, desto größer der Vertrauensverlust. Ihr Misstrauen, die Kirche könne sich ohne ihre autoritäre Leitung verirren, ist die Krankheit – und nicht die Therapie. Misstrauen ist das Gegenteil von Vertrauen. Dass es auch anders geht, hat Johannes XXIII. auf sympathische Weise vorgelebt. Er hat die Kirche eingeladen, sich selbst zu regieren. Und das ist ihr im Konzil ganz gut gelungen. Um es nochmals und schroff zu sagen: Eine autoritär regierte Männerkirche mit sexuellem Generalverdacht gegenüber Frauen und Verheirateten ist eine Karikatur der Kirche Jesu Christi. Deshalb vereinsamen die Hierarchen weit entfernt von ihren lebendigen Gemeinden. Das Schisma besteht in der Einsamkeit der Hirten. ■